

# Gut genährte Würmer

Vom Surrealismus bis zur Badewanne von Adolf Hitler: In Berlin werden die Fotos von Lee Miller gezeigt. **Von Sabine Lueken**

In Hitlers Badewanne sitzen. Das inszenierte Foto der unergründlich schauenden Lee Miller, Embedded journalist der US Army im Zweiten Weltkrieg, ist weltberühmt. Sie wäscht sich die Schulter mit einem kleinen Seiflappen, Uniform, Mütze und Armbanduhr liegen auf einem Hocker vor der Wanne, die Stiefel stehen auf der verschmutzten Badematte, ein gerahmtes Hitler-Porträt lehnt auf dem Wannenrand.

Ein weiteres Foto zeigt ihren Kollegen und Freund David E. Scherman in derselben Wanne, Millers Uniform liegt unter seiner auf dem Stuhl. Frivol? Beide hatten kurz zuvor im befreiten KZ Dachau fotografiert. Sie »wohnten« in Hitlers Quartier am Münchner Prinzregentenplatz, als die Nachricht von dessen Tod am 30. April 1945 kam. Da war aus diesem Haus bereits ein Kommandoposten des 179. Regiments der 45. Division der US Army geworden.

Weniger berühmt sind Millers eigene Fotos, die jetzt in einer Ausstellung im Berliner Gropiusbau zu sehen sind: 70 kleinformatige Vintage-Abzüge zeichnen chronologisch ihre Lebensstationen nach: Model, Surrealistin, Fotografin, Kriegskorrespondentin. Als eine von nur fünf Frauen fotografierte sie – akkreditiert für die amerikanische *Vogue* – seit 1942 an vorderster Front auf den Kriegsschauplätzen des Zweiten Weltkriegs in Europa. Sie begleitete die vorrückenden US-Truppen von der Landung in der Normandie durch Frankreich bis zum Zusammentreffen mit den Russen in Torgau.

Bald machte sie nicht nur Fotos, sondern verfasste auch Texte. 2013 erschienen diese Reportagen in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Krieg« bei der Edition Tiamat, herausgegeben von ihrem Sohn Antony Penrose, der das Lee-Miller-Archiv verwaltet. Diese Texte waren bissig und schonungslos und verdeckten kaum eine darunterliegende Melancholie. »An den Revers ihrer Jacken hingen die Handgranaten wie Anstecknadeln von Cartier und drohten bündelweise mit dem Tod« – so beschrieb sie beispielsweise den Abzug einer Kompanie aus Saint-Malo in der Bretagne. Dort fotografierte sie auch den von den Amerikanern geheimgehaltenen ersten Einsatz von Napalm.

Von den Begegnungen mit der deutschen Bevölkerung berichtete Miller: »Man sah immer nur wenige Deutsche



Der surrealistische Blick bleibt: »Fashion for factories« heißt dieses Foto von Lee Miller, aufgenommen im Vogue Studio, London 1941

(...) und die waren in ihrer Unterwürfigkeit, Scheinheiligkeit und Liebenswürdigkeit schlicht ekelhaft. Das unterirdische Netzwerk bewohnter Keller spie immer mehr Würmer aus. Bleich, gepflegt und von den aus der Normandie und Belgien gestohlenen Fettvorräten gut genährt.« Gegenüber den Deutschen, den Huns und Krauts, war Miller unerbittlich. Ihre Fotos zeigen erhängte SS-Wachmänner, auch solche mit zerschlagenem Gesicht oder als Wasserleichen in einem Kanal nahe dem KZ Dachau. Die dort befreiten Häftlinge zeigt sie, wie sie auf die Asche ihrer verbrannten, ermordeten Mithäftlinge blicken. Ihre letzten Fotos entstanden im zerstörten Nachkriegs-Wien. Danach zog sie sich ins Privat-

leben zurück und lebte bis zu ihrem Tod 1977 als Lady Penrose und, wie der Sohn sagt, Gourmet-Küchenchefin im Farley Farm House in Muddles Green, East Sussex, Südengland. Die Familie betreibt dort heute ein kleines Museum.

Großen Wert legt die Ausstellung auf die Zerstörung der Legende, Millers Wirken hätte auf der Karriere »Muse-Modell-Geliebte« gegründet. Tatsächlich war die 1907 in Poughkeepsie, einer Provinzstadt im Staat New York, geborene Miller mit Anfang Zwanzig nach Paris gegangen, den surrealistischen Künstler Man Ray kennenzulernen, weil sie bei ihm in die Lehre gehen wollte. Der erste Teil der Berliner Ausstellung zeigt dann auch Arbeiten von

beiden. Sie war sein Modell, aber eins, das bei der Inszenierung der Bilder mitzureden hatte. Hervorgehoben wird der Abzug, den Miller von einer Aufnahme ihres geschwungenen Halses machte. Man Ray hatte das Negativ weggeworfen, sie fischte es aus dem Müll und wählte einen anderen, knapperen Ausschnitt. So wurde es zu einem besseren, zwischen Abstraktion und Figürlichkeit changierenden Bild.

Auch Millers andere Arbeiten aus dieser Zeit sind schillernd, sie schwanen zwischen der Übernahme der fetischisierenden Darstellung des Frauenkörpers und der Kritik daran. Beindruckend ist das Foto, das sie in einem Pariser Krankenhaus von einer amputierten Brust machte: Sie hatte sie ins *Vogue*-Fotostudio mitgebracht und auf einem Teller angerichtet wie ein Stück Braten zu einer Mahlzeit, mit Messer und Gabel auf gestreiftem Platzdeckchen.

1930 eröffnete Miller ein eigenes Fotoatelier in Paris, 1932 trennte sie sich von Man Ray. Er hatte ein Auge von ihr fotografiert und ließ es auf einem Metronom pendeln, ein Readymade, das er »Unzerstörbares Objekt« nannte, »für jemanden der geliebt, aber nicht mehr gesehen wurde«, wie er sagte.

1934 heiratete Miller den 20 Jahre älteren Geschäftsmann Aziz Eloui Bey aus Ägypten und zog mit ihm nach Kairo. Von dort aus unternahm sie zahlreiche Reisen in die Wüste, fotografierte Pyramiden, Landschaften und Architektur mit surrealistischem Blick, darunter das wunderbare »Portrait of Space«, auf dem Innen- und Außenwelt verschwimmen. 1938 reiste sie mit dem britischen Künstler Roland Penrose von Athen nach Bukarest. Es entstand ein Künstlertagebuch »The Road is Wider than Long«. 1940 folgte sie Penrose nach London und begann, für die britische *Vogue* zu arbeiten, machte Modefotos in militärischen und patriotischen Settings im Dienst der Kriegspropaganda, aber auch Fotos vom zerstörten London nach deutschen Bombenangriffen. Ihre Bildsprache ist weiterhin geprägt von gekippten Perspektiven, Durchblicken, Diagonalen und rätselhaften Kombinationen von Details im Stil der Surrealisten. Für ihre Kriegsphotos agierte sie zunehmend sachlicher.

■ Lee Miller – Fotografien. Martin-Gropius-Bau, bis 12. Juni 2016

## In höchsten Arme-hoch-Höhen

Eingeseift: Moderat machen mit ihrem dritten Album auf Weltschmerzrevue, gern auch im Falsett

Jetzt wollen sie es aber wirklich wissen, oder? Richtig viel Geld verdienen, mit Auftritten bei den ganz großen internationalen Festivals, wo Typen wie Skrillex, Tiesto, David Guetta oder Paul Kalkbrenner bis zu einer Million Dollar als Gage kassieren. Okay, vielleicht ist es nicht ganz so schlimm und sogar ein bisschen gemein, ein völlig abwegiger Verdacht ist es aber auch nicht: »III«, das dritte Album des Berliner Trios Moderat, wanzt sich im superwichtigen Soundgewand, mit tief singenden oder bärenmäßig brummenden Bässen und flexiblen Dance-Beats, vor allem aber

mit extrapathetischem Dauergesang noch penetranter als die vorherigen Alben an die sogenannte Electronic-Dance-Music-Szene heran. An jene zweifelhaften Vergnügungsorte, an denen für die überwältigungskulturfreudigen Massen ohne Rücksicht auf Verluste inszeniert wird, das Spektakel als Event-Event also ganz zu sich gekommen ist. Toll.

Von Partytaumel und Tiefsinn, Ekstase und Melancholie war zu lesen, und wahrscheinlich ist der Vergleich mit David Guetta schon deshalb etwas schief, weil die französische Wumms-Bumms-Knalltüte es in ihren Sets zu-

mindest nicht darauf anlegt, uns auf Gesangsebene dermaßen notorisch und monoton einzuseifen, wie Sascha Ring das auf »III« mit seiner leider arg limitierten weidwunden Knabenstimme tut. Er begreife sich jetzt stärker als Sänger, sagt er, und man möchte hinzufügen: tja, leider. Denn wenngleich die regelmäßig in höchste Arme-hoch-Höhen geschraubten Mainstream-Pop-Melodien selten die allerhellsten sind, so raven, drücken, hüpfen, frickeln und funzen die Beats, Bässe und Sounds aus Emo-House, Drum & Bass oder Post-Irgendwas-Step doch zumindest amtlich clubhedonistisch. Ring aber

macht mit seinem Winselgesang aus nahezu jedem Track eine waschechte Heulsusennummer.

Weil diese hypervervärrtelte Weltschmerzrevue, gern auch im Falsett, jedoch so kinderleicht zu durchschauen ist, überaus bruchlos-käsig und pathetisch-platt, wie sie nun mal ist, bleiben die Augen trocken, und das Hirn fühlt sich fast schon beleidigt. Was, by the way, den Hintern keineswegs stören muss. Schon gar nicht auf einem EDM-Event-Event in Las Vegas.

Michael Saager

■ Moderat: »III« (Monkeytown/Rough Trade)

## Meldung der Woche

Die reichsten US-Amerikaner leben im Schnitt 15 Jahre länger als die ärmsten, hat eine Studie von Wirtschaftswissenschaftlern der Stanford Universität ergeben, die im *Journal of the American Medical Association* vom 12. April vorgestellt wurde. Das Team um Raj Chetty hat Milliarden Datensätze der Steuer- und Rentenbehörden aus den Jahren 2001 bis 2014 ausgewertet. Während die Lebenserwartung beim reichsten Prozent der US-Bürger bei 89 Jahren liegt, sind es beim ärmsten nur 74 Jahre. Das entspricht dem Durchschnitt von Ländern wie Pakistan oder dem Sudan. (jW)

## Rock hard

Between the Legs of Dynamite« heißt am heutigen Samstagabend eine empfehlenswerte Lyrik-Schlagzeug-Performance im Roten Salon, Berlin. Der Dichter Ran und der Schlagzeuger Nico Lippolis veranstalten eine ebenso feinsinnige wie energiegeladene Attackenkunst, die live besonders beeindruckend ist: Lippolis unterstreicht spontan die spektakulär vorgetragenen Gedichte von Ran, die keine Komfortzone zulassen, durch innovatives und expressionistisches Spiel. Diese Kombination aus Text und Musik ist ziemlich einzigartig, als würden Neal Cassady und Art Blakey in einen Dialog treten. Ran war in den Neunzigern ein Volkstribun der Slam-Poetry-Szene, Lippolis in den Nullern der Rhythmusmann bei der Glam-Burlesque-Punk-Band Kamikaze Queens. Beginn ist 20 Uhr. (jW)

## Jazz hard

Am Sonntag spielt eine Legende des Jazzpunk in Berlin: Ted Milton mit seiner Band Blurt, ebenfalls im Roten Salon (siehe oben), allerdings schon um 19 Uhr. Blurt wurde 1980 gegründet, sozusagen in einer ganz anderen englischen Welt: Die wichtigen Bands hießen Clash, Jam, Bauhaus, und mittendrin blies Milton sein kämpferisches, atemberaubendes Saxophon. Die erste Single erschien auf Factory, hieß: »My Mother Was A Friend Of An Enemy Of The People«, und Milton trug Anzug und Iro. »Blurt waren widerborstig und knorrig, spielten Tanzmusik für ganz Mutige«, schrieb Robert Mießner später in dieser Zeitung, und das gilt immer noch. (jW)

## Film hard

Für Regisseur James Cameron kann es anscheinend gar nicht genug »Avatar«-Folgen geben. »Avatar 2« soll im Dezember 2018 in die Kinos kommen und die nächsten Folgen dann 2020, 2022 und 2023. Camerons »Avatar« von 2009 ist mit weltweiten Einnahmen von knapp 2,8 Milliarden Dollar der erfolgreichste Film aller Zeiten. (dpa/jW)